Wittgensteiner Zeitung

Erscheint jeden Mittwoch und Samstag und kostet vierteljährlich in der Expedition **1 Mark**, durch die Post bezogen **1 Mk. 15 Pf.**

Mit den zwei Gratis-Beilagen:
„Der Wittgensteiner" und „Illustrirtes Familienblatt".

Redaktion, Druck und Verlag von **Ernst Schmidt jun.** in **Laasphe.**

Inserate werden die einspaltige Zeile oder deren Raum mit 12 Pf. berechnet, Wiederholungen mit entsprechendem Rabatt.

Nr. 3. **Laasphe, Samstag den 10. Januar 1903.** **28. Jahrgang.**

Bestellungen

für das laufende Quartal werden noch fortwährend angenommen und liefern wir neu hinzutretenden Abonnenten die bereits erschienenen Nummern nach.

Die Expedition.

Die neuen Handelsverträge.

Wie das vergangene Jahr erfüllt war von der Arbeit, die Grundlage für neue Handelsverträge zu schaffen, so wird das neue ganz vornehmlich den Handelsvertragsverhandlungen und dem Abschluß neuer Verträge gewidmet sein. Die Zolltarifverhandlungen des Reichstags sind mit lauten Worten geführt worden, vielfach mit etwas gar zu lauten. Die Handelsvertragsverhandlungen zwischen den verschiedenen Regierungen werden in der verbindlichen Sprache der diplomatischen Höflichkeit geführt werden, gleichwohl aber ihren Kampfcharakter nicht verleugnen. Es wird unter keinen Umständen ganz leicht sein, überall die widerstreitenden Interessen auf einer mittleren Linie zu vereinigen. Machte es den Parteien im deutschen Reichstag schon die denkbar größten Schwierigkeiten, einen Ausgleich ihrer Interessen und Wünsche herbeizuführen, um wie viel mehr muß das naturgemäß erst zwischen den fremden Regierungen unter einander der Fall sein! Innerhalb der Parteien eines Volkes gilt schließlich doch immer der Satz, was meinem lieben Nächsten zugewendet wird, bringt am Ende auch mir Vortheil; schließlich fließen ja doch alle Einnahmen in den einen großen Reichstopf. Anders bei den verschiedenen Regierungen, die in diesem Jahre ihre Handelsverträge erneuern wollen. Da heißt es allemal, kann ich für dieses oder jenes Zugeständniß kein genügendes Zugeständniß erhalten, dann trage ich die Kosten des Vertrages, und das darf nicht sein. Jeder will gewinnen, keiner verlieren. Handelsvertragsfragen würden daher dankbare Aufgaben für unabhängige Schiedsgerichte sein, und werden es vielleicht auch noch einmal. Denn der Werth der handelspolitischen Vereinbarungen steigt von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Fragen der Handelspolitik sind Fragen des Gelderwerbs und sind daher ungleich wichtiger als alle politischen Machtfragen, deren Entscheidung in früheren Zeiten Krieg und Frieden bedingte.

Es giebt für das deutsche Volk wie für alle diejenigen, die mit ihm Handelsverträge abschließen wollen, in diesem Jahre daher keine wichtigere Frage als die, zu welchem Ende werden die Handelsvertragsverhandlungen führen? Wird es möglich sein, die alten freundlichen Verhältnisse, wenn auch auf einer den Zeitumständen entsprechenden abgeänderten Grundlage zu erneuern und fortzusetzen, oder ist der Zollkrieg das zu erwartende Ende vom Liede? Wir haben, trotzdem die Wogen des parlamentarischen Streits um den deutschen Zolltarifentwurf sehr hoch gingen und obwohl hüben wie drüben die Aussichtslosigkeit dieses Entwurfs verkündet wurde, an dem Glauben festgehalten, daß er schließlich doch zur Annahme gelangen würde. Diese unsere Erwartung ist durch die Thatsache bestätigt worden. Der Zolltarifentwurf ist schneller Gesetz geworden als es anzunehmen war. Wir hoffen auch, daß die Handelsvertragsverhandlungen zu einem positiven Resultat führen werden. Diese Erwartung stützt sich auf die Thatsache, daß mit der Erneuerung der Handelsverträge allen in Betracht kommenden Staaten gleichmäßig genützt, mit ihrer Beseitigung allen geschadet wird. Verträge sind Kompromisse, die auf Zugeständnissen und Kompensationen beruhen. Um zu empfangen, wird man geben müssen, und wird das auch getrost thun können, wenn man nur dafür sorgt, daß die Kirche im Dorfe bleibt, d. h. daß ein gerechter Ausgleich zu Stande kommt. Außer dieser Thatsache des allseitigen Nutzens der Handelsverträge bestärkt uns auch die zuversichtliche Erklärung des Reichskanzlers Grafen Bülow gelegentlich der dritten Lesung des Zolltarifentwurfs in der Erwartung, daß Deutschland mit seinem neuen Tarif wiederum Handelsverträge abzuschließen in der Lage sein wird.

Und wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß wir auch auf handelspolitischem Gebiete freundschaftliche Beziehungen zu dem Auslande zu unterhalten bereit und bemüht sind, so genügt es, die deutsche Geschichte der allerjüngsten Zeit aufmerksam zu betrachten, um jedes Zweifels enthoben zu werden. Welche Fülle von Ereignissen, welche die hohe Werthschätzung freundlicher Beziehungen zum Auslande an den Tag legen, hat nicht allein das vergangene Jahr geboten! In den letzten Tagen des Juni vorigen Jahres wurde der Dreibund erneuert, trotzdem von bekannter Seite eifrigst gebohrt worden war, wenigstens Italien abtrünnig zu machen. Zwei Monate später erschien König Viktor Emanuel am deutschen Kaiserhofe und besiegelte den Freundschaftsbund zwischen den beiden Dynastien und Völkern diesseits und jenseits der Alpen. Schon vorher, und zwar im Februar vergangenen Jahres hatte Prinz Heinrich seine Reise nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika unternommen und dort werthvolle Bande zwischen Deutschland und der Union geknüpft. Es folgte im August die Begegnung unseres Kaisers mit dem Zaren, welchem letzteren der König von Italien noch vor seiner Berliner Reise einen Besuch gemacht hatte. Im letzten Juni-Drittel begegneten sich Kaiser Wilhelm und Kaiser Franz Josef an der Bahre des am 19. Juni vorigen Jahres verstorbenen Königs von Sachsen. Im November hielt sich unser Kaiser eine volle Woche lang in Sandringham bei seinem königlichen Onkel, Eduard VII. von Großbritannien und Irland auf, um die Nebel zu zerstreuen, die sich zwischen Deutschland und England gebildet hatten, und in den allernächsten Tagen begiebt sich der jugendliche deutsche Kronprinz einer Einladung des Zaren folgend nach Petersburg. Das neue Jahr beginnt also gleichfalls mit Friedens- und Freundschaftsbeweisen, an denen das verflossene so reich war.

Das alles bestimmt uns zu der zuversichtlichen Erwartung, daß die große Friedensthat, der Abschluß neuer Handelsverträge, in diesem Jahre vollzogen werden wird. Freilich dem deutschen Erwerbsleben, seinem Handel und seiner Industrie ist mit der bloßen Zuversicht, und wäre sie auch noch so stark begründet, nicht gedient, es will Gewißheit haben. Und weil diese Gewißheit erst den Ansporn zu einer allgemeinen Hebung der wirthschaftlichen Lage geben wird, so wünschen wir von Herzen, daß die Handelsvertragsverhandlungen recht bald aufgenommen und wohl schnell zu einem positiven Abschluß gebracht werden möchten.

Die bürgerliche Selbstständigkeit.

Zum Jahresbeginn, wenn die Abwickelung mancherlei finanzieller Verpflichtungen an den Bürger herantritt, wenn ihm Steuer-Einschätzungen und allerlei Formulare der auf Grund der sozialpolitischen Gesetze geschaffenen Kassen und Genossenschaften ins Haus kommen, wird bei so manchen selbstständigen Gewerbetreibenden der Gedanke wach, daß es eigentlich nichts Sorgenvolleres und Mühsameres gäbe, wie diese Existenz. Und von da bis zu dem weiteren Vorsatz, daß die Kinder es einmal anders und besser haben sollten, ist dann nur ein Schritt. Die Beamtenlaufbahn, auch wenn sie nur mit einem bescheidenen Titel verknüpft ist, wird höher eingeschätzt. Nur kein selbstständiges Gewerbe! das ist für Tausende die Parole, die leider zu wenig Widerstand findet. Denn es ist eine Thatsache, daß wir eigentlich überall zuviel Bewerber haben, nur nicht bei dem Streben nach bürgerlicher gewerblicher Selbstständigkeit. Die Berufe, welche ein Universitätsstudium zur Vorbedingung haben, weisen eine Ueberfüllung auf, und dasselbe ist stets zu verzeichnen, wo bessere Chancen in Betracht kommen. Im Lehrerstande war zeitweise einiger Mangel zu verzeichnen, aber er wird gehoben sein, wenn die weniger günstige Konjunktur noch längere Zeit andauert. An jungen Kaufleuten, Buchhaltern, Bureau-Gehilfen fehlt es nirgends, denn hier kommt noch die Anschauung so vieler Eltern in Betracht, daß eine solche Stellung feiner sei, wie die eines schlichten Gewerbetreibenden. Bei den Beamten heißt es dann vor allen Dingen noch, daß sie doch ein festes Einkommen hätten, daß ihr Alter durch eine Pension wenigstens eine gewisse Sicherung erfahre, die dem selbstständigen Geschäftsmanne fehle.

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß ein weniger bemittelter selbstständiger Gewerbetreibender heute im harten Wettbewerb manchen scharfen Kampf auszufechten hat, aber das Letztere passirt unschwer auch dem kapitalkräftigeren Manne, wenn er die behutsame Vorsicht mit allzugroßem Wagemuth vertauscht. Daß unter diesen Verhältnissen, in welchen noch steigende Lasten, unbequeme

Unter schlichten Leuten.

Erzählung von Th. Justus.

(Fortsetzung.)

Viermal war der Rasen auf Lottens Grabe grün geworden und eben so oft hatte der Winterschnee es gedeckt. Nun färbten sich an Baum und Strauch abermals die Blätter bund und die Wandervögel rüsteten sich zum Zuge nach Süden, da stand eines Abends vor der Alten in dem kleinen Häuschen ein breitschulteriger, sonnverbrannter Mann mit dichtem braunen Barte und streckte ihr die schwielige Hand hin, indem er mit stockender Stimme sagte: „Kennen Sie mich denn nicht mehr, Frau Scholl?" Nur eine halbe Sekunde blickte sie ihn etwas unsicher an und dann jubelte sie: „O Gott, Heinrich, mein' lieben Jungen!"

„Frau Scholl, wie geht's den Eltern?" erkundigte er sich, indem er schwer Athem holte.

„Gut geht's ihnen, und sie sprechen so oft von Dir, und ich hab's ja immer gesagt: er kommt wieder! Und nun — o Gott, o Gott, was wird das für eine Freude werden!"

„Gehen Sie zu Mutter," bat er, „und bereiten Sie sie vor. Ich folge Ihnen auf dem Fuße nach, aber ich wage es nicht, so ganz plötzlich und unangemeldet vor sie hinzutreten."

„Ist auch wahr," bestätigte sie, „es könnte ihr schaden, denn die Mutter ist eigentlich nie die Stärkste gewesen. Aber laß mich nur machen, ich will sie fragen, ob sie mir nichts ansähe, und wenn sie's dann nicht gleich räth, will ich nicht Gesine Scholl heißen. Herrgott, meine Mütze ist eigentlich ganz schmutzig, aber eine andere kann ich nicht erst aufsetzen, und sie käme auch doch ganz schief auf den Kopf, so zittern mir die Hände vor Freude. Nur das Umschlagetuch umgenommen — so, und nun komm!" Und mit einer Hast, daß der junge Mann fast Mühe hatte, ihr zu folgen, eilte sie durch den dämmernden Abend auf das Holthus'sche Gehöft zu. In der Wohnstube saß die Hausfrau beim Schein der Lampe, mit einer Näharbeit beschäftigt. „Frau Scholl," sagte sie freundlich, als sie die Eintretende erkannte, „wie schön, daß Sie kommen, ich dachte gerade an Sie. Nun setzen Sie sich ein wenig zu mir." Doch Frau Scholl, getreu ihrem Programm, stellte, ohne dieser Aufforderung nachzukommen, sich gerade vor sie hin, so daß das Licht der Lampe ihr voll in's Gesicht fiel, und rief triumphirend, wenn schon fast athemlos: „Nun betrachten Sie mich einmal recht, aber recht genau; sehen Sie mir nichts an, was meinen Sie? Sehen Sie mir gar nichts an?"

Und wie sie es vorausgesehen und vorausgesagt, so geschah es — das ahnungsvolle Empfinden des Mutterherzens schläft eben nie. Frau Holthus war aufgesprungen, und die Hand auf den Arm der alten Freundin legend, stammelte sie: „Sie haben Nachricht — Sie haben Nachricht von Heinrich, Frau Scholl!"

„Jawohl, die aller-allerbeste, die nur kommen konnte."

„Er ist da!" rang es sich von den Lippen der Mutter.

An der Thür ließ sich ein leises Geräusch hören — ein Schrei durchzitterte das Gemach — „Mutter!" schluchzte eine Stimme — und Mutter und Sohn lagen einander in den Armen.

Als Beide sich erst soweit wieder gefaßt hatten, daß ihnen eine Erinnerung an die Außenwelt kam, da gewahrten sie, daß sie allein waren und die gute alte Freundin sich leise entfernt hatte.

„Mutter," hob Heinrich an, ihr bin ich auch noch meine Beichte schuldig, aber zuerst mußt Du sie hören und meine Bitte um Vergebung entgegen nehmen."

„Es ist Alles vergeben!" sagte sie mit überströmendem Gefühl.

Er aber schüttelte den Kopf. „Nein Mutter, Du weißt nicht Alles, erst mußt Du hören, was ich Dir noch zu sagen habe, denn es liegt ein noch viel größeres Unrecht auf mir, als Du denkst und ahnst. Sie, Mutter, als Du mir zuerst schriebst, daß Du Dich wieder verheirathen würdest, da redete ich mir immer ein, ich würde nichts dagegen haben, wenn es nur ein anderer Mann wäre, nicht ein solcher, der einen bescholtenen Namen trüge. Ich verbiß mich darein und that mir im Grunde noch etwas darauf zu Gute, daß ich keinen Anderen, als einen anerkannten Ehrenmann zum Stiefvater wolle. So hab' ich recht geflissentlich mein Herz verhärtet, und wenn ja einmal eine weichere Regung über mich kommen wollte, so holte ich recht geflissentlich meinen Trotz hervor, um wieder fest zu werden in meinem Widerstande. Den Brief der guten Frau Scholl hab' ich im Zorn in lauter kleine Stücke zerrissen, denn so wunderbar er auch abgefaßt sein mochte, ich fühlte doch, daß er nahe daran war, mich weich zu machen. Ich wollte todt für Euch und wollte auch von Euch nichts mehr wissen, vollends seitdem Lotte gestorben war. Darum verließ ich mein Schiff und nahm auf dem Engländer Dienste. Ich bin dann weit herumgewürfelt worden und habe fast alle Meere befahren — aber wohin ich ging, da ging auch mein Trotz und mein Groll mit mir. Vor reichlich einem halben Jahr nun landete ich in Bahia und gerade als mein Schiff wieder absegeln sollte, ward ich vom gelben Fieber befallen. Man schaffte mich alsbald in ein Hospital und ich muß

gesetzliche Betriebsvorschriften und anderes hinzukommen, die Neigung, die Selbstständigkeit zu erringen, leidet, ist erklärlich, aber sie ist nicht erwünscht, und darum muß sie energisch bekämpft werden. In den so viel gerühmten Vereinigten Staaten von Nord-Amerika ist man glücklich so weit, daß die eigene Existenz Millionen schon verhaßt ist, daß sie lieber in irgend einem Riesenbetriebe unterschlüpften. Diese Zustände tragen so wesentlich zur Zunahme der Trust's bei, deren Leider von selbst zu Gedanken kommen, die mit geschäftlichem Größenwahn Verwandtschaft zeigen. Aber so viel diese geschäftliche Entwicklung gerühmt werden mag, so folgerichtig sie selbst in bestimmten Fällen wohl erscheint, verallgemeinert ist sie entschieden nicht zu wünschen. Eine Million kräftiger Bürger, die entschlossen auf eigenen Füßen stehen, ist für das ganze große Gemeinwesen immer werthvoller, als hunderte Geldschränke, die mit so und so viel Millionen angefüllt sind.

Bei uns in Deutschland hat in der letzten Zeit die Zahl der technischen Unterrichtsanstalten in einer Weise zugenommen, daß entschieden eine Ueberproduktion eingetreten ist. Es giebt auch zu viel Techniker, die einen angesehenen und gut bezahlten Posten suchen, und wir erblicken hier ebenfalls die Neigung, der Erringung einer eigenen Existenz aus dem Wege gehen. Gewiß, die jungen Leute scheuen die rechte Arbeit nicht, aber den Eltern und ihnen ist die Stellung als Techniker doch angenehmer, wie etwa die eines Handwerksmeisters, sicherer, wie die eines kleineren oder mittleren Geschäftsmannes. Denn es ist doch nur die Minderheit dieser Herren, welche später einem eigenen Betrieb vorstehen. So ist denn auch hier eine Ueberfüllung eingetreten, auf deren Beseitigung man hofft, sobald eine neue günstige Industrie-Konjunktur sich geltend macht.

Es wird nicht leicht sein, Lust und Liebe zur Gewinnung unabhängiger Lebensstellung wieder zur hellen Flamme anzufachen, bevor nicht die Chancen einer sicheren und auskömmlichen Existens sich wesentlich gebessert haben; aber es ist doch verfehlt, diese Lust und Liebe zu ersticken, wie es so vielfach geschieht, die Beamten- 2c. Laufbahn als eine Sache zu bezeichnen, die unbedingt vorzuziehen sei. Wer nicht selbst die Energie besitzt, um die eigene Existenz zu ringen, der soll nicht noch Anderen Schwäche einflößen. Es giebt, Gott sei Dank, auch noch genug geartete Vorbilder. Während der letzten trüben Jahre haben gerade die selbstständigen Existenzen des Bürgerstandes in ihrer Mehrheit große Widerstandskraft bewiesen. Jungen Leuten besonders schadet ernster Kampf nie; er ist ihnen wie dem Vaterlande nützlicher, als allzugroße Vertiefung in die Zerstreuungen des Tages.

Vor Allem aber sollten wohlhabende Eltern ihre Söhne nicht zu der Annahme verleiten, daß die Leitung eines selbstständigen Gewerbebetriebes nur für Andere gut genug sei. Wir meinen, unser gewerblicher Mittelstand könnte noch viel glänzender dastehen, wenn die Söhne, deren Eltern „es können", sich ihm mehr zuwendeten. Darin haben wir in Deutschland leider so manches Vorurtheil zu bekämpfen, das doch in unsere Zeit so gar nicht mehr hineinpassen will. Wir haben unter den Zeiterscheinungen, die wir gut und gern entbehren können, ein nicht unerhebliches Maß von Oberflächlichkeit zu verzeichnen, und so wissen denn die Allermeisten, welche sich zu gut für einen Gewerbebetrieb halten, gar nicht, welche Summe von technischer Wissenschaft und kaufmännischer Intelligenz dazu erforderlich ist.

Vermischte Nachrichten.

— **Drucksachen in Kartenform.** Im Publikum ist vielfach die Ansicht verbreitet, daß bei Drucksachen in Kartenform, insbesondere bei Ansichtskarten, die handschriftliche Hinzufügung von 5 Textworten gestattet sei. Die Ansicht ist irrig, denn die Vergünstigung, daß mit höchstens 5 Worten oder mit den üblichen Anfangsbuchstaben gute Wünsche, Glückwünsche, Danksagungen, Beileidsbezeugungen oder andere Höflichkeitsformeln handschriftlich hinzugefügt werden dürfen, gilt nur für gedruckte Visitenkarten. Andere Drucksachen mit solchen Vermerken werden nicht befördert, fallen daher, wenn der Absender nicht zu ermitteln ist, der Vernichtung anheim.

— **Arnsberg,** 6 Jan. (Ausstellung.) Der Herr Ober-Präsident der Provinz Westfalen hat der Bitte der Handwerkskammern zu Dortmund, Münster und Arnsberg, das Protektorat über die im Juni d. Js. zu Arnsberg stattfindende Ausstellung von Maschinen und Handwerks-Erzeugnissen zu übernehmen, entsprochen. Anmeldungen zu dieser Ausstellung werden bereits von den zuständigen Handwerkskammern entgegen genommen.

— **Von einem Bullen getödtet.** Ein Knecht des Landwirths B. zu Wermeke wurde von einem wild gewordenen Bullen derart schwer verletzt, daß der Tod nach wenigen Minuten eintrat. Ein zur Zeit auf dem Gute in Urlaub weilender Soldat, welcher dem Knecht zu Hülfe eilte und mit dem Seitengewehr dem wüthenden Thier zu Leibe ging, konnte mit knapper Noth gerettet werden.

— Auf dem **Gießener** Bahnhof wurden von einem einlaufenden Personenzug zwei Arbeiter erfaßt und schwer verletzt. Einer ist todt, am Aufkommen des anderen wird gezweifelt.

— **Kassel,** 8. Jan. Wie man meldet, werden in diesem Jahre im Bereich des 11. Armeekorps die Kaisermanöver, nahe bei Kassel die Kaiserparade stattfinden. Der Kaiser wird hier residiren und im hiesigen Schloß wird das Provinzial-Festmahl stattfinden.

— **Kassel,** 8. Jan. Durch Großfeuer wurden in Ippinhausen 6 Wohnhäuser und die zugehörigen Nebengebäude ein Raub der Flammen.

— Aus allen flußreichen Gegenden des Deutschen Reiches wird **Hochwasser** gemeldet. Viele Flüsse sind aus den Ufern getreten.

— **Köln,** 8. Jan. Das Hochwasser hat für die tiefergelegenen Ortschaften des Mittelrheines bereits eine bedrohliche Höhe erreicht. Die Kölner Pegelhöhe zeigt über 6 Meter. Die Ruhr hat weite Gebiete überschwemmt, sodaß die Sperrschleusen zu den Innenhäfen geschlossen werden mußten. Infolge des Hochwassers der Inde ist der Kleinbahnverkehr auf der Strecke Eschweiler-Gressenich unterbrochen.

— **Köln** a. Rh., 8. Jan. Ein hiesiger Kaufmann befindet sich seit geraumer Zeit in finanziellen Schwulitäten. Der Gerichtsvollzieher war schon verschiedenemale zu Besuch und hatte auf allem Werthvollen bleibende Eindrücke hinterlassen. Nun kam er wieder und hatte den Auftrag, auch noch das letzte veräußerbare Objekt zu pfänden, nämlich den Karo. Der Karo war ein edler Fixköter von unbekanntem Stammbaum. Schön war er nicht, aber scharf. An den Gerichtsvollzieher erging also die Weisung, besagten „werthvollen" Hund in Pfand zu nehmen. Der Gerichtsvollzieher in seiner langjährigen Praxis hatte schon alles mögliche im Pfänden gemacht, aber die Zumuthung, einen bissigen Köter zu pfänden, war ihm noch nicht untergekommen. Einestheils kränkte ihn der kuriose Auftrag, anderntheils war er im Zweifel, wo er die angefeuchtete Siegelmarke hinkleben sollte. Auf die Nase? Eine heikle Sache! Auf der Gegenseite? Zwecklos! Dazu kam noch, daß Karo bei jeder Annäherung des Beamten ein paar blendend-weiße herrliche Eckzähne zeigte, wozu dann ein tiefes Grollen sich dem innersten seiner Hundeseele entrang. Da pfände, wer Lust hat, dachte der Gerichtsvollzieher und rettete sich aus der Verlegenheit durch die Zurückgabe des Pfändungsprotokolls, auf dem in trotzigen Zügen zu lesen stand: „Pfändung fruchtlos, da das Pfandobjekt mir die Zähne wies und der Unterzeichnete bis dato das „Hundefänger-Examen" noch nicht gemacht hat." So ging das Schriftstück an den Rechtsfreund des Gläubigers. Der Rechtsanwalt — sonst ein Freund eines guten Spaßes — ärgerte sich über die treuherzige Formel des in seiner Würde gekränkten und um seine Waden besorgten Gerichtsvollziehers und soll Beschwerde bei der vorgesetzten Behörde desselben über den unzulässigen „Ton" des Schriftstückes eingereicht haben. Welchen Ausgang dieser heitere Fall nehmen wird, bleibt abzuwarten.

— **Frankfurt,** 8. Jan. Am 6. Januar 1893, also gerade vor zehn Jahren, rettete ein 13jähriger Frankfurter Schüler, der Sohn eines Eisenbahnzugführers, mit eigener Lebensgefahr einen jungen Menschen vom Tode des Ertrinkens aus dem Main. Der jüngst verstorbene Geheimrath Krupp, der davon erfuhr, sandte dem Schüler als Anerkennung eine goldene Uhr mit Kette. Der junge Mann lernte das Schlosser- und Mechanikergewerbe und trat nach Absolvirung seiner Militärpflicht in die Krupp'schen Werke ein. Vor einigen Tagen ließ, so theilt man uns mit, Krupp's Testamentsvollstrecker den jungen Schlosser kommen und eröffnete ihm, daß Krupp ihm eine größere Summe testamentarisch vermacht habe. Eine Bedingung war an das Legat nicht geknüpft: ausdrücklich wurde dem jungen Manne gesagt, wenn es ihm in den Krupp'schen Werken nicht mehr gefalle, könne er austreten, auch mit der ererbten Summe ein eigenes Geschäft gründen.

— **Ein Handwerksbursche mit einem Pfahl im Leibe** wurde in Werder a. d. Havel zum Arzt gebracht. Als der Mann über einen Hof ging, wurde er von einem bissigen Hund verfolgt und sprang nun über einen Zaun, wobei er sich auf einen Pfahl auffspießte. Dieser drang in den Bauch und bohrte sich längs der Haut fort, um in der Nabelgegend wieder hervorzutreten. Der Verletzte mußte den Pfahl mit zum Arzte schleppen, der den Mann nach einem Potsdamer Krankenhaus schaffen ließ.

— **Berlin,** 8. Jan. Das Opfer einer Alkoholvergiftung ist ein zwölfjähriger Knabe geworden. Der Knabe verdiente öfter mit einem Mitschüler Max Kunstnacht durch Botengänge ein paar Groschen. Am Freitag Nachmittag holten sie sich für das Geld, das sie verdient hatten, aus verschiedenen Wirthschaften Schnaps, den sie auf der Straße austranken. Gegen 6 Uhr Abends war Stümer so betrunken, daß er am Generalstabsgebäude umfiel. Sein Begleiter holte nun einen Schutzmann, der den Knaben mit einer Droschke nach Hause brachte. Die Eltern riefen sofort einen Arzt, unter dessen Händen starb aber der Knabe an Alkoholvergiftung.

— **Straßburg,** 8. Jan. (Explosion.) Gestern Nachmittag 5 Uhr explodirte in der Nähe der Eilgutexpedition aus bisher unbekannter Ursache ein zum Gaswerk des Bahnhofs gehöriger mit Fettgas gefüllter Kessel. Soweit festgestellt, wurde infolge der Explosion ein Arbeiter getödtet, ein Arbeiter schwer und zwei weitere leicht verletzt. Einzelne Stücke des zertrümmerten Kessels wurden in Häuser des Bahnhofsviertels geschleudert und richteten dort nicht unerheblichen Schaden an.

— **Rosenberg** (Westpreußen), 8. Jan. (Mord.) In einem Ablauf in Rosenberg wurden die Eheleute Ackermann in ihrer Wohnung ermordet und beraubt aufgefunden.

— **Lissabon,** 6. Jan. (Wasserkatastrophe.) Das Lissaboner Wasserreservoir ist plötzlich gestern Abend geborsten. Eine gewaltige Menge Wasser überschwemmte den niedriger gelegenen Theil der Stadt völlig. Verschiedene Häuser wurden gänzlich weggewaschen. Das Theater wurde völlig überfluthet. Viele Menschen sind umgekommen, doch ist die genaue Zahl noch nicht bekannt. Eine große Panik herrscht in der Stadt.

Aus Laasphe und Umgegend.

* **Laasphe,** 9. Januar. Schwarzumränderte Anzeigen enthielten die letzten, in besonderem Maaße aber die heutige Nummer unseres Blattes — der Zug des Todes giebt sich kund durch dieselben und daß bitteres Weh und Herzeleid eingezogen in manches Haus und in manche Familie. Ein müder Pilger oder eine Pilgerin, am Ende einer langen, prüfungsreichen Lebensbahn angelangt, schließt dort die Augen, ein in der Fülle der Kraft und Schaffenslust stehendes Leben wurde hier hinweggerafft. Unerbittlich ist der Tod, aus dem trauten Kreise der Familie entreißt er der Gattin den Lebensgefährten, den Kindern die Mutter, und Schmerz und Thränen bringt der Todesengel weit und breit. — Die Bewohnerschaft der Stadt oder des ländlichen Ortes ist in Fällen der Trauer einer Familie gleich, Alle fühlen theilnahmsvoll und aufrichtig mit und gewähren so den trauernden Hinterbliebenen Trost im Leid, das zu tragen uns Allen früher oder später auferlegt wird.

—* Wer kein Geld hat, eine Zeitung zu halten, ist sehr zu bedauern; ein Anderer, der sie lesen, sich unterrichten und weiterbilden kann, ist im Vortheil. Das ist ein wahres Wort, welches ganz besonders auf die Lokalpresse Anwendung finden kann, ist doch gerade das Halten eines Lokalblattes ein wirkliches Bedürfniß für Jedermann, der sich über die Vorkommnisse in der Heimath, über das geschäftliche und öffentliche Leben in Stadt und Land, über Politik, über die behördlichen Anordnungen, kurzum über alles das unterrichten will, was er als Bürger oder Einwohner, als Beamter, Geschäftsmann oder Arbeiter auf jeden Fall wissen muß. Deßhalb ist Derjenige, der kein Geld hat, sein Lokalblatt zu halten, in der That zu bedauern, aber so viel Geld muß schließlich ein Jeder haben, und wäre es selbst der Unbemittelteste, denn es sind nur wenige Groschen, die er für unser Blatt das ganze Vierteljahr aufzuwenden hat, und wenige Pfennige, wenn er diese Groschen auf 13 Wochen vertheilt. Dafür bekommt er unser Blatt wöchentlich zwei mal prompt ins Haus gebracht und wenn er es dann zum Feierabend oder in einem freien Stündchen zur Hand nimmt, so wird er gar vieles in ihm finden, was ihn interessiren, unterhalten und was ihm

---

wohl dem Tode sehr nahe gewesen sein, denn Wochen lang wußte ich nicht das geringste von mir. Aber ich genas unter der, fast möchte ich sagen engelhaften Pflege der barmherzigen Schwestern — es waren Französinnen — die dem Hospital vorstanden. Meine gute Natur half mir dann verhältnißmäßig rasch die tückische Krankheit, an der Mancher noch Jahre lang siecht, überwinden. Eines Tages kam eine der Schwestern zu mir und fragte mich — ich hatte an Bord von einem französischen Matrosen so viel von seiner Muttersprache gelernt, daß ich sie verstehen und auch nothdürftig sprechen konnte — ob ich mich kräftig genug fühle, einem Landsmanne, der allem Anschein nach nicht lange mehr zu leben habe, Zuspruch zu thun. Der Kranke könne kein Wort französisch, sie ihrerseits verständen nicht deutsch, und es scheine, als ob der Aermste manches auf dem Herzen habe. Ich erklärte mich sofort bereit und ward nun in einen der anstoßenden großen Krankensäle geführt. Dort lag in einem Bette eine Gestalt mit wüstem, verkommenem Gesicht, das von Lastern und Gewohnheit sprach. Als ich den Mann deutsch anredete, schnellte er in die Höhe und es war fast, als ob ein Schimmer von Freude in seinen Augen leuchtete. Aber dann nahm sein Gesicht wieder seinen alten Ausdruck an uud er erklärte mir mürrisch, ich hätte eher kommen sollen, jetzt sei es zu spät, denn es ginge zu Ende mit ihm. Ich fragte, ob er noch irgend einen Wunsch habe. ‚Ja, Branntwein.' Ich bedeutete ihm, den könne ich ihm nicht verschaffen. Dann möge ich seinetwegen zum Henker gehen. Ich schwieg darauf eine Weile und überwand mich dann, die Frage an ihn zu richten, ob er vielleicht an die Seinigen irgend welche Botschaft zu richten wünsche? Er lachte kurz und rauh auf: ‚Die Meinigen danken Gott, wenn sie im Leben nichts wieder von mir zu hören brauchen.' — Mutter, das Wort durchschauerte mich, aber was ich gleich darauf vernahm, das machte mich vollends wirbelig, so daß ich mit beiden Händen an die Stirn griff und nicht wußte, ob ich wache oder träume. Der Kranke hatte sich nach der Wand zugekehrt und schien mich damit verabschieden zu wollen, so daß ich mich denn auch schon anschickte, den Saal zu verlassen. Plötzlich warf er sich wieder herum. ‚Da Ihr einmal da seid, Landsmann, so kann ich Euch denn auch noch einen Auftrag geben — vielleicht, daß noch etwas Gutes dabei herauskommt. Man sagt ja, es stirbt sich leichter, wenn man etwas Gutes vollbracht hat — und sonst hab' ich davon nicht eben viel Vorrath aufzuweisen.' Er lachte dabei wieder häßlich auf und fuhr nach einer kleinen Pause fort: ‚Ich habe einmal, als ich noch ein junger Kerl war, da drüben im Dorfe nicht weit von meiner Heimath Feuer an ein Haus gelegt. Es geschah nicht in böser Absicht, sondern um einem armen Teufel, der in seiner Wirthschaft nicht leben und nicht sterben konnte, die Versicherungssumme zu verschaffen. Sein eigener Schwager, ein entfernter Vetter von mir, leitete mich dazu an und ich mußte ihm den Willen thun, weil er drohte, mich im Weigerungsfalle, wegen eines Streiches, den ich anderweitig verübt hatte, bei den Gerichten anzugeben. Auf mich werde wegen der Brandlegung kein Verdacht fallen und selbst wenn dies der Fall sein sollte, so würde mir doch keinerlei Beschwer daraus erwachsen, da ich mich ja gerade anschicke, wieder in See zu gehen. Schlimmstenfalls brauche ich ja nur ein paar Jahre fortzubleiben, bis Gras über die Geschichte gewachsen sei — genug, ich ließ mich verleiten, seinen Plan zur Ausführung zu bringen. Eine böse Absicht, wie gesagt, hatte ich beim Anzünden des Hauses nicht, aber ein Anderer, der Besitzer, ist doch statt meiner in Verdacht gekommen, und ich schwieg dazu, um nicht selber den Hals in die Schlinge zu stecken.' — Mutter, die Erzählung versetzte mir dergestalt den Athem daß ich kaum die Frage nach dem betreffenden Namen hervorbringen konnte; und die Namen, die ich dann hörte, waren genau diejenigen, die ich erwartet hatte: Holthus in Neddermoor."

Heinrich fühlte, wie die Hände der Mutter in den seinen heftig zitterten, aber sie sagte kein Wort, sondern blickte, während ihre Brust sich rasch hob und senkte, unverwandt in sein Gesicht.

„Noch während ich nach Diesem und Jenem nähere Nachfrage that," fuhr er fort, „wurden seine Antworten schwächer und undeutlicher; dann verwirrten sich offenbar seine Gedanken und endlich verfiel er in wildes Toben, so daß ich die Wärter herbeirief. In der darauf folgenden Nacht starb er — und sein Geheimniß war mein Erbtheil geworden. Mutter, ich habe es gemacht wie jener Mann im Evangelium: das Pfund das mir anvertraut wurde, vergrub ich So tief war ich gesunken, daß ich beschloß, was auf so wunderbare Weise zu meiner Kunde gekommen war, solle auf immer mit Schweigen bedeckt werden. Der Stab, auf den mein Trotz und mein Widerstand sich gestützt, war zerbrochen, aber sollte ich das eingestehen vor der Welt, vor Dir, vor dem, den ich nicht Vater nennen zu wollen mir gelobt hatte? Nimmermehr! Ich hatte durch Jahre mein Leben gelebt ohne Euch — warum sollte ich's nicht auch ferner können? Sobald ich genesen war, nahm ich Dienst auf einem großen Amerikaner, der gerade nach Liverpool in Ladung lag. Auf See, dachte ich, würde mir wieder vollends wohl werden, denn obgleich ich die Krankheit überwunden hatte, so lag mir's doch fortwährend wie Blei in allen Gliedern. Aber es ward nicht besser damit, sondern eher schlimmer und es war sonderbar: immer mußte ich an das Märchen aus unserer Jugendzeit denken von dem Mann mit dem steinernen Herzen. Mich freute nichts mehr in der ganzen Welt, Alles um mich her war todt und öde für mich, und das Einzige, was noch von früher her in mir lebte, das war die alte Starrheit und der alte Trotz. Da, vor zwei Monaten etwa, liefen wir in Liverpool ein und die Mannschaft wurde entlassen, weil das Schiff in's Dock gelegt werden sollte. Mir war's völlig einerlei, wohin für mich die Fahrt ging, und so nahm ich Engegement als Matrose auf einem der großen Dampfer der Cunard-Linie, die zwischen Liverpool und New-York fahren. (Schluß folgt.)